



Landwirtschaftliche Mitteilungen.

Ein rechter Baum, der seine guten Früchte trägt,
 der wünscht nicht seine Blüten sich zurücke.
 Und wem ein männlich Herz in seinem Busen schlägt,
 seufzt nicht mit Wehmut nach der Kindheit Glücke.
 Rückert.

Nr. 50.

Mein Kriegsgarten.

Von M. Dankler (Kohlscheid).

Wenn man die Gärten kritischen Blickes durchwandert, so wird man meist feststellen können, daß sie zu spät ihre Gemüse zu liefern beginnen. Gerade in den Monaten April und Mai, wenn die Gemüse auf dem Markte am teuersten sind, bietet der eigene Hausgarten nichts als allenfalls ein Beet Spinat oder ein paar Stangen Rhabarber. Und doch könnten die Gärten vieler Gegenden um diese Zeit schon sehr viel Gemüse liefern.

Aber wie es so geht! Man braucht nur an sich selbst zu denken. Wie oft hat man die Frühlingsaaten versäumt, diese oder jene Pflanzung verzögert! Aber in diesem Kriegsjahre, da jeder sein Scherlein zur Volksernährung beitragen mußte, hieß es aufpassen.

Mein Hausgarten, der hier nur in Betracht kam, war sehr klein und nicht ganz drei Ar groß. Er bildet ein Rechteck von etwa 30 Meter Länge und 9 Meter Breite, dem vorne mit dem Hauptwege gleichlaufend ein kleineres Rechteck angeschlossen ist. Das kleinere Rechteck, welches sich an den mit roten Steinen belegten Hofraum anschließt und direkt vor den Fenstern des Wohnhauses liegt, ist ganz mit Biersträuchern und Blumen besetzt. Rotblättrige Hasel und grüngelber Hollunder, glänzender Kirschlorbeer und dunkle Taxus beschatten hier im Sommer die letzten Reste der Frühlingskinder, der Schneeglöckchen und Schneetröpfchen, der Veilchen und Primeln, während die Maiglöckchen heute noch ihren starken Duft verbreiten. Dieses Eckchen sollte auch dem Kriege nicht zum Opfer fallen. Nachdem der Goldlack abgeblüht, wurde das nach vorne abschließende Tuffsteinmäuerrchen mit Geranien besetzt und die dem Gehölz auf Schmudssäulen aufsteigenden Agaven scheinen sich wirklich für etwas Besseres zu halten.

Im übrigen aber wurde der Garten ganz mit Gemüsen besetzt.

Die ersten Arbeiten begannen im Februar. Am neunzehnten Februar wurden Möhren und Salat ins Freie gesät. Beide Saaten gediehen ausgezeichnet. Das Salatbeet lieferte im April schon Pflücksalat und schließt sich Ende Mai schon zu Köpfen, während die Möhren in der zweiten Maihälfte schon fingerlang sind und zu den ersten Erbsen Verwendung finden können.

Puffbohnen und Erbsen waren Ende Januar schon in Kästen gepflanzt worden, sie

wurden am 22. März ins freie Land ausgepflanzt, standen am 6. Mai in voller Blüte und werden Ende Mai, Anfang Juni, tüchtfertige Schoten liefern. Von Puffbohnen wurde verwandt die vorzügliche Heinemanns Erfurter Riesen, von Erbsen, die hier in der Gegend beliebte Maierbse. Am 16. März wurden die ersten Maierbsen direkt ins freie Land gelegt.

Am 22. März wurden Spinat und Melbe gesät, sowie Schalottenzwiebel gelegt.

Am 24. März folgte wieder ein Beet Erbsen (Heinemanns frühere Riesen-Butter) und ein Beet Maistiel (Rübspiel, Nierkrübe). Die Maistiel konnte am 15. Mai, also nach sieben Wochen bereits in der Küche verwandt werden und lieferte sie ein sehr feines und pikantes Gemüse.

Am 24. März wurden auch wieder Puffbohnen ins freie Land gelegt.

Am 14. April wurden Radisee und ein weiteres Feld Möhren sowie Karoten (Rote Beete) ausgesät.

Es sei hier noch eingeschoben, daß im August 1914 Spinat-Liebau-Vittoria gesät und Sprosskohl abgelegt (Ableger direkt ohne Wurzeln ins freie Land) wurde, und im Oktober wurde das Wintergemüse, Wirsing und Kappus, gepflanzt. Eine Reihe Mangold hatte tabellos überwintert.

Bei dieser Bestellung des Gartens konnte auch in den Monaten April und Mai, als der Winterkohl und der Rosenkohl zu Ende gingen, noch jeden Tag Gemüse auf den Tisch gebracht werden. Zur Verfügung standen 1. Spinat, 2. Mangold, 3. Sprosskohl, 4. Wirsingpflanzen, dazu gesellen sich im Mai Rübspiel oder Maistiel, Melbe, Rhabarber; Pflück- und Kopfsalat, alles in reichlicher Menge.

Aus dieser Aufstellung ergibt sich, daß das allererste Frühgemüse für April aus dem Herbst stammt, und dadurch folgt ohne weiteres, daß man im Spätsommer und Herbst versorgen muß, wenn man im Frühlinge recht früh größere Mengen von Gemüse erzielen will.

Vor allem merke man sich:

1. Der im Frühlinge gesäte Mangold wird im Herbst nicht ausgeworfen oder umgegraben, sondern nach dem letzten Schnitt gut angehäufelt. Ist die Gegend sehr kalt, daß ein Auswintern zu befürchten ist, so bedeckt man später mit strohigem Dünger oder bestreut ihn dicht mit Fichtenzweigen. Der überwinterte Mangold liefert im April und Mai Massen köstlichen Gemüses. Schiebt er Ende Mai in Samen, so ist der neue gebrauchsfertig.

2. Wenn im Juni-Juli ein Feld frei wird, bestreut man es an trüben oder regnerischen Tagen mit Ablegern von Sprosskohl, in hiesiger Gegend ewiger Kohl oder Splißkohl genannt. Die Stedlinge bewurzeln sich im Laufe des Sommers und wachsen zu hübschen Büschchen heran. Im April treiben sie so stark aus, daß man fortwährend Blätter pflücken und kochen kann. Köpfe bildet dieser Kohl nicht. Ein Beet liefert mehrere Jahre lang Ernten, doch tut man gut, jedes Jahr eine neue Reihe anzupflanzen und eine alte fortzunehmen. 25 Ableger stellen sich mit Portoverpackung und Nachnahmegebühr auf 1,10 bis 1,20 M.

3. Spinat wird in bekannter Weise im August ausgesät. Wo er sich nicht gut zieht, düngt man mit Kalk und Thomasmehl (auf 10 Quadratmeter etwa 400 Gramm) und gebe im Frühlinge noch 250 Gramm schwefelsaures Ammoniak. Bei dieser Düngung erzielt man Spinatpflanzen von 50—60 Zentimeter Durchmesser.

4. Die eben erwähnten Wirsingpflanzen für den Frühgebrauch erzielt man auf folgende Weise: Der Same wird im Juli gesät. Sobald die Pflänzchen genügend groß sind (6 Blätter), werden sie eng zusammen ausgehäufelt (Ende August-September), damit sie einen kräftigen gedungenen Wuchs erhalten. Im Oktober pflanzt man sie an Ort und Stelle, damit sie vor den ersten Frösten noch anwachsen. Nun mußte man nach der Sorte auf 50—70 Ztm. Abstand pflanzen und auch den gleichen Reihenabstand nehmen. Man tut dies aber nicht, sondern pflanzt auf 15—20 Ztm. Abstand. Natürlich steht das Gemüse nun im Frühlinge zu dick. Aber das soll es auch gerade, denn die zu dicht stehenden Pflanzen werden nun ausgeschnitten und verbraucht, die andern, die stehen bleiben, bilden bereits im Juli gelbe Köpfe.

Durch diese vier Gemüse in Verbindung mit Maistiel, Melbe, Salat und Rhabarber lieferte mein kleiner Kriegsgarten eine solche Menge von Gemüsen, daß meine viertköpfige Familie es nicht bewältigen, sondern an Verwandte und Bekannte verschenkt werden konnte.

Folgende kurze Aufstellung mag zeigen, was in dem kleinen Garten untergebracht wurde:

1. Sieben Reihen Puffbohnen a 7 Meter Länge.
2. Vier Reihen Erbsen.
3. Sechs Reihen Wintergemüse.

4. Drei Reihen Blumenkohl (eine Reihe folgte auf den Spinat).
5. Ein Feld Maistiel (1 Meter breit, 7 Meter lang).
6. Zwei Reihen Mangold (eine überwintert, diese wird Ende Mai entfernt).
7. Zwei Reihen Winteralat. (Dazwischen eine Reihe Zwiebel.)
8. Eine Reihe Zwiebel (zwischen dem Winteralat.)
9. Vier Reihen Schalotten-Zwiebel. (Dazwischen drei Reihen Sommerkopsalat.)
10. Ein Feld Spinat.
11. Ein Feld Salat 3 1/2 Meter, ein Feld Möhren 3 1/2 Meter lang.
12. Ein Feld Karotten (rote Beete).
13. Ein Feld Spätindhoren.
14. Ein Feld Sprosskohl (ewiger Kohl).
15. Ein Feld Radise.
16. Eine Reihe Strauchbohnen.

Dazu stehen auf dem Gartengrundstück 6 Hochstämme (4 junge), 4 Buschbäume, 60 Stachel- und Johannisbeersträucher, 15 Himbeeren und der Hauptweg ist mit rankelosen Monatserdbeeren eingefaßt. Es ist kaum zu begreifen, wie eine Masse ein solcher Garten, es ist milder Lehmboden in bester Dungkraft und Lage zu liefern vermag, und kann ich jedem Gartenfreunde einen Versuch mit einer ähnlichen Bepflanzung empfehlen.

Trotzdem war ich natürlich froh, daß ich am 10. Mai den Garten um etwa 5 Ar vergrößern konnte, damit ich zunächst Stangen und Strauchbohnen für den Winter, sowie genügend Rosen-, Blumen- und sonstigen Kohl für den Winter ziehen kann, ohne den erstgenannten Garten zu sehr zu belasten. Der neue Garten, der sich direkt anschließt, besteht aus einem mit Baulehm überfahrenen Stück Wiese. Über den Zuwachs ein nächstes mal.

Landwirtschaft.

Die Verwendung des Geflügeldüngers. Der Dünger unseres Hausgeflügels hat einen sehr großen Wert für die Landwirtschaft und den Gartenbau; jedoch eignet er sich nicht für jede Pflanze, sondern kann sogar für manche von schädlicher Wirkung sein. Am besten sammelt man den Geflügeldünger im Winter, weil die Tiere sich dann meistens im Stalle aufhalten. Man vermischt ihn dann mit trockener Erde, Torfmull, Kalkstaub oder auch mit Laub, Spreu, Heublumen und kurz geschnittenem Stroh, damit er nicht zu hitzig wirkt. Ehe man den Geflügeldünger gebraucht, zerreibt man die festen Stücke des getrockneten Düngers, nimmt man noch Torfmull und Sand dazu, so wird er zu einer feinen krümeligen Masse und ist daher sehr leicht anzuwenden. Die Beschaffenheit des Geflügeldüngers ist je nach der Art und Fütterung des Geflügels eine sehr verschiedene. Die beste Art ist der Taubendünger, welcher sich am vorzüglichsten zu Mais und Hülsenfrüchten, besonders Erbsen, eignet. Der Hühnerdünger wird am besten verwendet zum Überstreuen von Getreide, namentlich von Gerste. Den Dünger von Enten und Gänsen braucht man zur Kompostbereitung. Bei der Bewertung des Geflügeldüngers überhaupt ist zu beachten, daß er nur in geringen Mengen und für bindenden und kalten Boden verwandt und möglichst gleichmäßig verteilt wird.

Fütterung.

Fische und Fischmehl bilden ein wertvolles Schweinefutter, doch dürfen sie nicht in zu großen Mengen verfüttert werden, da das Schwein sonst einen Geschmacksverlust erleidet, der nicht zu seiner Verbesserung beiträgt. Zur Schweinefütterung sind die geringeren Fischarten frei, die nur nach Rußland verkauft werden können und die auch heute in Deutschland nur wenige Abnehmer finden. In erster Linie kommen als Schweinefutter die kleinen gätaureichen Bleisfische, Aale, Kiule und

Stichling in Betracht, die in ungeheuren Mengen vorkommen. Das Abfangen dieser Fische ist auch für die Fischzucht von Wert, da diese Massen kleiner Fische auf Kosten der bessern Fische leben. (Sie dienen allerdings auch als Fischfutter). Damit das Fleisch keinen Fischgeschmack annimmt, hört man 3—4 Wochen vor dem Schlachten mit der Fischfütterung auf.

Milchwirtschaft.

Beleuchtung der Ställe. Damit die Melker ihre Arbeit gründlich und sauber verrichten können, muß für genügende Beleuchtung gesorgt werden. Wo elektrische Beleuchtung zu haben ist, soll sie in jedem Falle eingeführt werden, denn sie übertrifft die andern an Einfachheit der Handhabung, Wirkung und Gefährlosigkeit ganz bedeutend. Auch ist sie bei richtiger Handhabung nicht teurer als Petroleumbeleuchtung. Wo elektrische Beleuchtung nicht zu haben, müssen genügend hellbrennende Laternen zur Verfügung stehen und soll jeder Melker eine derselben zur Verfügung haben. Diese Laternen werden wöchentlich einmal gründlich gereinigt und gepußt.

Pferdezucht.

Erneuerung des Fußbeschlages hat bei Pferden und Ochsen durchschnittlich alle fünf Wochen zu erfolgen. Um das Sprödewerden der Hufe zu verhüten, muß man dieselben öfter anfeuchten und unmittelbar darauf eine die Verdunstung des Wassers hemmende Fußsalbe einreiben. Die Klauen sind von Zeit zu Zeit durch Verkürzung der Zehen und durch Beschneidung des Tragerandes der Wand zu regulieren.

Schafzucht.

Schafe soll man niemals mit Teer oder einem sonstigen Stoffe zeichnen, der die Wolle verdirbt und sich in der Wollwäsche nicht entfernen läßt. Es ist doch sonderbar, daß deutsche Züchter noch solche veralteten Sachen brauchen, während ein deutscher Farbstoff um Schafe zu zeichnen in Frankreich, Spanien, Amerika, Australien und Südafrika verbreitet ist. Dieser Stifft steckt in einer Hülse, braucht nicht genäht zu werden und ist immer gebrauchsfertig. Seine Zeichnung wird nicht vom Regen verwaschen, schwindet aber in der Wäsche ganz, so daß keine Wolle verloren geht.

Geflügelzucht.

Kalk hat das Geflügel verhältnismäßig mehr nötig als andere Tiere, weil es denselben zu seinem Aufbau, insbesondere zur Bildung der Knochen und Federn braucht; mangelt es an phosphorreichem und kohlenstoffreichem Kalk, so bleiben die Tiere im Wachstum, sowie im Befiern zurück. Der Kalk fördert die Verdauung; außerdem besteht die Eierschale aus Kalk, und fehlt es an demselben, so werden die Eierschalen nur dünn oder die Eier ganzlich schallos. (Fließ- oder Flößeier.) Die Getreidekörner sind reich an Phosphorsäure und Kalk und liefern bei reichlicher Fütterung täglich Kalk; diese Menge ist jedoch für Legehühner nicht ausreichend, weil die Schale eines mittelgroßen Hühnerieies circa 5 Gramm wiegt und außerdem noch Kalk zur allgemeinen Ernährung nötig ist. Die Eierschalen bestehen aus 93—97 Prozent kohlenstoffreichem Kalk, klein zerrieben und mit Kartoffeln vermengt, tragen sie viel zur Ernährung bei; ein Huhn verzehrt aber täglich gerne 5—9 Gramm Eierschalen, also die Schalen von 1—2 Eiern; man soll also die Schale den Hühnern nicht entziehen. Rohes Knochenmehl ist nicht zu empfehlen, weil es schwer verdaulich ist, dagegen das käufliche Futterknochenmehl, welches aus Knochen hergestellter phosphorreicher Kalk ist und täglich unter Weichfutter gegeben werden kann; auch schleimige Krebse, sowie Stückerde und alter Kalkmörtel, fein gelopft, werden verzehrt.

Um Krähbeine zu heilen, bestreiche man die Beine der kranken Tiere mehrere Abende nacheinander mit Schmierseife (grüner Seife). Am dritten oder vierten Abend wäscht man die Beine lauwarm ab und entfernt sorgfältig die Borsten, doch so, daß kein Blut fließen wird. Nun pinselt man die abgetrockneten Füße mit Petroleum ein und wiederhole dies letztere nach 8—14 Tagen noch einmal. Gleichzeitig mit der Behandlung der Tiere muß eine Desinfektion des Stalles vorgenommen werden, indem man Wände und Sitzstangen sowie die Nester mit Bigol-Karbol bestreicht. Dadurch werden die hier sich aufhaltenden Milben und deren Brut vernichtet. Um sicher zu gehen, wiederholt man in der zweiten Behandlung der Tiere auch diese Desinfektion. Dadurch tötet man auch sonstiges Ungeziefer, von dem die Hühner meist sehr stark heimgesucht werden.

Verschiedenes.

Tränken der Tiere. Wie beim Menschen, so ist auch bei dem Tiere eine gewisse Menge Flüssigkeit überaus notwendig. Dem Tiere muß Wasser stets verabreicht werden, sei es in der Tränke als freie Flüssigkeit oder als Bestandteil der saftigen und der flüssigen Futtermittel, stets wirkt es lösend auf alle andern Nährstoffe und überführt die verdauten Teile in das Blut. Würde das Tier kein oder nur wenig Wasser erhalten, so würde es abmagern, matt werden und der Tod würde in kurzer Zeit eintreten. Jedoch braucht nicht jedes Tier dieselbe kleine oder größere Menge Wasser. Dies hängt von der Art der Tiere, dem Nutzungszweck, dem Körperzustand, dem Alter, der Fütterung und dem Wohlbefinden der Tiere ab. So trinkt das Schaf am wenigsten Wasser; ihm zunächst steht das Pferd, dann folgen Rind und das Schwein, welche reichlich Wasser zu sich nehmen müssen. Auch die arbeitenden Tiere haben mehr Wasser notwendig und gleichfalls das Milchvieh, weil das in der Milch abgesetzene Wasser ersetzt werden muß. Dagegen darf dem Mastvieh nur wenig Flüssigkeit zugeführt werden. Während der Verabreichung von Grünfutter bedürfen die Tiere nur wenig Wasser, weil jenes schon viel Zellwasser enthält. Was nun das Wasser zur Tränkung des Viehes selbst angeht, so muß strenge darauf gesehen werden, daß es nur rein, klar, geruchlos, geschmacklos und nicht zu hart ist. Ist das Gegenteil der Fall, so bleiben Magen- und Darmkatarrhe, Durchfälle und andere gefährliche Krankheiten nicht aus. Das beste Wasser ist das Quellwasser, welches immer rein und klar ist; nur muß dabei vermieden werden, es dem Tiere nicht kalt vorzusetzen; die Tiere selbst sind keine Freunde von zu kaltem Wasser, sondern suchen sich selbst wärmeres Wasser aus. Auch ist das kalte Wasser für die Gesundheit der Tiere sehr nachteilig. Daß man die Tiere nicht bei erhittem Körper trinkt, ist selbstverständlich.

Zudemetasse wird nicht nur von Pferden, sondern auch vom Rindvieh gerne gefressen. Beim Rindvieh soll die Gabe pro Tag und pro Kopf 2 1/2 Pfund nicht übersteigen.

Weinbau- und Kellerwirtschaft.

Weine Fässer. Nach dem Kellern wird der Most sogleich in Fässer gefüllt, und nun beginnt ein wichtiger Prozeß: die Gärung. Die Fässer, welche zu diesem Zwecke verwandt werden, müssen peinlich rein sein. Die Ansicht, daß bei der Gärung alles Unreine in die Hefe komme und nichts schade, ist irrtümlich. Jeder Fremdkörper kann den Geschmack des Weines ungünstig beeinflussen und seinen Wert vermindern. Verschimmelte Fässer müssen vor der Benutzung zuerst mit kaltem, dann mit heißem Wasser oder Dampf gereinigt werden. Auch darf kein Faß unverbrannten Schwefel enthalten. Ist dieses der Fall, so bildet sich Schwefelwasserstoff und der Wein schmeckt nach faulen Eiern.

Das größte Glück, das reinste, tiefste,
Nlegt in des Hauses trautem Mann:
Was man auch sonst noch mag erlangen;
Wn häuslich Glück ragt's nicht heran.

Für die Hausfrau.

Wo Frauenlieb und Kinderjubil,
Vergolden hell des Lebens Traum,
Da ist erblüht in der Vollenbung
Des Glückes wahrer Bauberbaum.

Fiebersfrühling.

196

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonne, du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darin ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!

Du bist die Ruh', du bist der Frieden,
Du bist der Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bess'res Ich!

Friedrich Rückert.

Erziehung.

Die Erziehung eines Kindes wird ganz bedeutend erleichtert, wenn der Erzieher es versteht, sich in dessen Seele zu verstehen. Vom Standpunkte eines sehr kleinen Menschenkindes sieht sich nämlich sehr vieles ganz anders an, als es dem Auge eines Erwachsenen erscheint. Es ist einfacher Wissensdrang, der den Jungen zum Zerbrechen der geschenkten Lokomotive, das Mädchen zum Zerschneiden der neuen Puppe bringt. Nachdem die Außenwelt genügend gesehen und bewundert ist, wollen beide ihr Spielzeug auch einmal von innen betrachten. Die Neugier treibt sie zur Untersuchung, nicht der rohe Zerstörungstrieb, wie manche Erzieher ohne weiteres annehmen und danach ihre Maßnahmen treffen. Das Kind wird hart zur Rede gestellt, auch wohl im ersten Zorn gleich gestraft, ohne daß es recht begreift, was es verbrochen hat. Es wollte garnicht unartig sein, sondern nur seinen Wissenstrieb befriedigen, oder es langweilte sich und vertrieb sich auf diese Weise die Zeit.

Sehr viele Erzieher sind nicht genugsam von der Wichtigkeit des pädagogischen Grundsatzes, daß ein beschäftigtes Kind ein gutes, d. h. artiges Kind ist, überzeugt. Oder sie sind zu bequem, um sich eingehend mit dem Wesen und den Bedürfnissen der ihnen anvertrauten Kleinen zu beschäftigen. Es ist ihnen direkt unlieb, wenn sich diese häufig fragend an sie wenden. Nachdem sie ihnen mehrfach geantwortet haben, wünschen sie, nun in Ruhe gelassen zu werden und scheuchen die unermüdlichen, kleinen Fragesteller durch ihr ungeduldriges, oft auch gar barsches Benehmen von dannen. Eingeschüchtert, suchen sie ihren Wissensdurst auf einfachste Art zu stillen. Würde sich nur der Erzieher bei solchen Gelegenheiten der eignen Jugend besser erinnern und seiner damaligen Unternehmungslust denken, dann wäre er einsichts- und nachsichtsvoller und machte wenigstens aufs neue den Versuch, die Kindesseele zu verstehen. Ungezogenheiten, wirkliche Ungezogenheiten der Kinder werden häufig von den Eltern selbst hervorgerufen. An ihnen liegt es, wenn sie unbotmäßig, trotzig usw. sind. Denn, wie Rückert sagt, erzog der Vater den Sohn nicht gut, den er ungezogen nennt. Er verzog ihn vielmehr und ließ ihm alle Unarten hingehen, als er noch klein und allen Einflüssen zugänglich war. Es wurde sogar über das drollige Kind in seiner Gegenwart gelacht und dadurch die Eitelkeit und das Bestreben, sich hervorzutun, gewekt und genährt. Ist es denn ein Wunder, wenn sich dann häßliche Eigenschaften entwickeln und den Charakter verderben, ehe er noch gefestigt ist?

Ein einzelnes Kind läßt sich schwerer erziehen als mehrere. Es wird zwar unter Umständen mehr beaufsichtigt und der Entwicklung seines Körpers und Geistes wird wohl mehr Sorgfalt zugewandt, als in einer sehr kinderreichen Familie der Fall sein kann; aber es liegt auch die Gefahr des Verzogenwerdens sehr nahe, und den Eltern und Lehrern wird eine noch größere Verantwortung auferlegt, als wenn mehrere Zöglinge vorhanden sind, deren Tun und Lassen zu überwachen ist. Der nachdenkende Erzieher findet bald heraus, ob eine Unart vorliegt, die auf Absicht und Bosheit schließen läßt, oder ob das Kind sich beim lebhaftesten Spiel oder aus reiner Vergesslichkeit einen Verstoß gegen die guten Sitten und die aufgestellte Hausordnung herausnimmt. Er stellt es allein mit ruhigen Worten zur Rede, und das gutgeartete Kind wird sein Unrecht beschämt einsehen. Wobingegen ein heftiger Tadel in anderer Menschen Gegenwart, wenn er noch dazu vielleicht ungerecht ist, Trost und Verbitterung hervorruft. A. D.

Küche und Keller.

Selleriesalat. Von den Selleriefrollen macht man einen guten Salat, indem man sie in Scheiben schneidet, mit Pfeffer und Salz, Essig und Öl gut vermischt. Zu kaltem Fleisch sehr geeignet.

Fisch-Pfeffersteiner. ¼ Pfund Fischfleisch, 1 Pfund geschälte Kartoffeln, 1½ mittelgroße gelbe Rüben, 1 Stück Sellerie, ½ Zwiebel, 2 Eßlöffel Fett, ¼ Liter Wasser, Salz etwas Pfeffer. Das Gemüse wird sorgfältig gewaschen und in Scheiben geschnitten. Man teile den sauber gewaschen, gut vorbereiteten Fisch (am besten Kabeljau) in kleinere Stücke und schichtet dann die Zutaten der Reihe nach in einen gut schließenden Topf, dessen Boden man mit Fett belegt hat, ein. Mit einer Lage Kartoffeln schließt man ab, etwas Pfeffer und Salz streut man dazwischen, gießt das Wasser darauf, verschließt den Topf, läßt gar kochen. 1 Stunde.

Kartoffelköße ohne Eier. 600 Gramm gekochte geriebene Kartoffeln, 160 Gramm Kartoffelmehl, knapp ¼ Liter kochendes Wasser, 10 Gramm Salz, 15 Gramm Fett mit dem Wasser vermischt. Die Kartoffeln werden mit dem kochenden Wasser und Fett gut verrührt, das Kartoffelmehl darunter gemischt. Man formt Klöße von der Wasse, es gibt etwa 16 Stück, die man in kochendem Salzwasser 10 Minuten kocht. Klößbrühe aufheben zur Suppe für den nächsten Tag.

Hauswirtschaft.

Um Spitzen zu waschen, legt man dieselben ½ Meter lang zusammen, kürzere Stücke ungefähr sechsfach, und heftet sie mit einem feinen Baumwollfaden an beiden Seiten durch. Man weicht sie in laues Seifenwasser, drückt sie ohne zu reiben aus, kocht sie kurz mit frischem Seifenwasser und spült sie warm, dann kalt rein; auch kann man sie ein wenig blauen. Nach dem Trocknen rückt man sie nicht steif mit gelochter Stärke ein; nach dem Einschlagen und Klopfen zieht man sie vorsichtig, besonders am Rande, schön gleich aus. Vor dem Bügeln entfernt man den Heftfaden, dann fährt man mit dem mächtig heißen Eisen darüber, indem man die Spitze hin und her bewegt. Die Cremefarbe der Spitzen stellt man nach dem Waschen wieder her, wenn man die Spitzen zuletzt in Kamillentee spült. Für Geruspitzen gibt man etwas klaren, schwarzen Kaffee zum letzten Spülwasser.

Filzig gewordene Wollwäsche wieder weich zu machen. Man verfährt beim Waschen vollener verfilzter Sachen folgendermaßen: Die betreffenden Kleidungsstücke werden

24 Stunden vor Beginn der Wäsche eingeweicht; sind die Sachen sehr verfilzt, so muß man sie noch länger, etwa 48 Stunden, in weichem kaltem Wasser lassen; dann werden sie nicht zu heiß in weißem Seifenschaum tüchtig rechts und links gewaschen. Auf keinen Fall erlaube man, daß auf Wolle mit einem Stück Seife geseift wird, das schadet und verfilzt die Wolle. Sind die Sachen gut gewaschen, so werden sie sofort in kaltem weichen Wasser gut gespült, damit alle Seife verschwindet. Sobald sie halbtrocken sind, muß man sie in die Länge und Breite ziehen und ihnen die gewünschte Form geben.

Gemeinnütziges.

Mittel gegen Hausschwamm. 950 g gewöhnliches Salz und 50 g gepulverte Porsäure werden gemischt und in 5 l kochendem Wasser gelöst. Mit dieser noch heißen Lösung werden alle zu schützenden Holzteile mit Pinsel oder Schwamm oder in den Höhlungen mit einer kleinen Spritze in Zeitabschnitten von je einigen Tagen befeuchtet und dies 4—5 Mal wiederholt.

Nickelsachen aufzufrischen. Um Nickelgegenstände, welche infolge Temperaturwechsels oder anderer Einflüsse gelb geworden sind oder Flecke bekommen haben, leicht wieder aufzufrischen, empfiehlt sich folgendes Verfahren: Man nimmt 50 Teile rektifizierten Spiritus und setzt einen Teil Schwefelsäure zu. In diese Flüssigkeit legt man die aufzufrischenden Sachen während einer Dauer von 10 bis 15 Sekunden, und damit solche ja nicht länger darin liegen bleiben, was den Gegenständen schädlich sein würde, legt man nur wenige auf einmal hinein, um dieselben rechtzeitig herausnehmen zu können. Hierauf taucht man sie in reines Wasser und spült tüchtig ab, worauf man sie noch kurze Zeit in gereinigtem Spiritus legt. Das Abtrocknen geschieht mit Sägespänen oder mit weicher Leinwand. Die Gegenstände werden dadurch im Aussehen wie neu, auch der Schliff leidet nicht, wie es der Fall wäre, wenn man mit der Lederseife oder der Bürste die Reinigung bewirken wollte.

Aquarienkunde.

Eine herrliche Winterpflanze für feuchte offene Terrarien oder Aquaterrarien ist die Kalla, die man auch viel in Töpfen kultiviert. In der sumpfigen Erde des Terrariums oder Aquaterrariums aber entfaltet sie erst ihre ganze Schönheit und erfreut den Beschauer in den Wintermonaten mit ihrer ganzen Schönheit. Im Frühlinge, wenn die Blütezeit vorbei ist, nimmt man die Zwiebel am besten heraus und bewahrt sie trocken auf. Je trockener und heißer sie aufbewahrt wird, um so dankbarer blüht sie. Ich habe im Aquaterrarium Pflanzen gehabt, die 3—4 Blumen zugleich tragen und den ganzen Winter hindurch in Blüte standen. Auch bei der Topfkultur ist ein Zufuß von Sumpferde und Torf von guter Wirkung. Am schönsten sind noch immer reinweiße Kallas, doch gibt es auch interessante farbige Abarten.

Aquarien und Terrarien sind besonders wertvoll, um die Jugend zur sinnigen Naturbetrachtung anzuleiten. Die Jugend muß dabei aber von Erwachsenen kontrolliert werden, damit die Tiere auch das bekommen, was zu ihrem Erhalten und Wohlbefinden notwendig ist, sonst kann die Liebhaberei nur allzu leicht in Quälerei ausarten. Aberhaupt darf bei allen Beschäftigungen, die mit der Natur in Beziehung stehen, die Aufsicht nicht fehlen; ganz besonders ist dieses der Fall, wenn die Sammeltätigkeit in Frage kommt.

Hauss- und Zimmergarten.

Blumenerde des Zimmers im Winter.

Es ist mir im gegenwärtigen Aufsatze weniger darum zu tun, die Pflege der Blumen im Zimmer eingehend zu erörtern; vielmehr möchte ich heute die sinnige Hausfrau auf einige ganz allerliebste Methoden aufmerksam machen, welche bereits im Besitze befindlichen Blumen und sonstigen Gewächse eine aparte Gruppierung und dadurch dem betr. Zimmer einen ungemein anziehenden Charakter zu verleihen vermögen. Die leidigen Blumentreppen sind zur Genüge bekannt, auch die dem Öffnen der Fensterflügel so hinderliche Aufstellung der Blumentöpfe auf den Fensterbrettern, welche letzteres zudem für empfindlichere, überhaupt blühende Pflanzen noch die Gefahr des Gefrierens bei der gefährlichen Nachbarschaft der nachts über eisbedeckten Scheiben in sich schließt. Sollen aber zur Aufstellung der Pflanzen nun einmal Blumentreppen verwendet werden, die an sich stets den Stempel des Nackten, Geschmacklosen tragen, dann schlage ich vor, das beabsichtigte Arrangement doch in der folgenden Weise zu bewerkstelligen, anstatt die Töpfe ganz bloß auf die Treppentufen zu setzen. — Man lasse sich soviel Kistchen machen, als die Blumentreppe Stufen hat, und zwar von der Länge und Tiefe der letzteren und von der Höhe der zu verwendenden Blumentöpfe. (Eine geschickte Hand kann übrigens diese und die folgenden Arbeiten leicht selbst machen.) Diese Kistchen werden nun mit recht grob und abenteuerlich zerrissener Rinde von Obst- (Apfel-, Birn- etc.) oder Waldbäumen (bei Eiche) in möglichst verschieden großen Stücken benagelt, so zwar, daß dieselben noch recht zackig über den oberen Kistenrand emporragen und nirgends eine auffällige Blöße lassen. Nachdem die dergestalt präparierten Kistchen auf die ihnen zukommenden Stufen der Blumentreppe gestellt worden sind, muß das Ganze in einiger Entfernung den Eindruck einer wildherläufigen Felssterrassenpartie machen, welche Wirkung man noch durch Ankleben von Bartflechten und grünem Moos sowie Aufstreuen feinen Kiesel auf einige vorher geleimte Rindenstücke bedeutend erhöhen kann. — Das oberste Kistchen, welches den Abschluß des Ganzen bildet, erhält die größten, sich mehr und mehr in einer Spitze vereinigenden Rindengebilde. Hinter dieselben muß darum ein höheres Gewächs, am schönsten wirkenden eine Palme (Fächerpalme, Philodendron, Eriostonia u. a.) zu stehen kommen. Die dergestalt behandelten Kistchen werden nun in geschmackvoller, der Gesamtharmonie angepaßter Weise mit Topfgewächsen besetzt, nachdem entweder für jeden Topf ein separater, oder ein dem ganzen Kistchen angepaßter Gesamtunterseher eingesetzt wird. Die Hohlräume zwischen den Blumentöpfen und die Oberflächen der letzteren werden mit Rindenstücken und Moos in entsprechender Weise belegt, was übrigens dem zeitweilig vorzunehmenden Begießen der Pflanzen nicht besonders hinderlich ist. Ungemein malerisch und anziehend sieht es aus, wenn auf der obersten Terrasse 1—2 Töpfe mit Schlingpflanzen (Ephedra, Kapuzinerkresse etc.) Aufstellung gefunden haben und die grünen Ranken derselben nun um und über die künstlichen Felspartien fluten. Auch ein auf der mittelsten Terrasse inmitten des Grüns aufgestelltes Glasbassin mit Goldfischen bildet eine allerliebste Bereicherung unferes Arrangements, und ich wette, daß meine verehrten Freundinnen das letztere nach seiner Fertigstellung ganz reizend und dabei wenig kostspielig und mühevoll finden werden. — Ein

anderes, ähnliches Verfahren bei der Gruppierung von Topfgewächsen lehren die folgenden Zeilen. Von einem recht dicken, gefälligen Stamm lasse man sich eine noch mit der Rinde versehene Walze abjagen, umgebe, wie oben bei den Kistchen geschildert, den Rand derselben in Blumentopfhöhe gleichfalls mit angenagelten weiteren Rindenstücken, stelle den Stammabschnitt auf eine passende Unterlage (ein Tischchen oder dergl.), beplante ihn entsprechend, wie oben angegeben wurde, wobei gleichfalls einige prächtig herabranfende Schlingpflanzen nicht vergessen werden dürfen, und ein herrlicher Natur-Blumentisch ist geschaffen, der gleichfalls viele Freude machen wird. — Auch läßt sich die Sache so einrichten, daß man 2 oder 3 dieser Stammabschnitte mit nach oben zu abnehmendem Durchmesser aufeinander setzt, so zwar, daß von dem unmittelbar darunter befindlichen stets nur eine der Breite der unterzubringenden Töpfe entsprechende Galerie übrig bleibt, die, wie vorher, gleichfalls von Rindenstücken umgeben wird. Dieses Arrangement kann wie das vorige auf einem gewöhnlichen Blumentische aufgestellt werden. Auf die oberste Blattspitze eignet sich wiederum eine imposante Blattschnecke, welche gewissermaßen das Ganze überschattet; auch kann dort ein Goldfischbassin recht wirkungsvolle Aufstellung finden. Über dieser Gruppe hängt an drei aus aufgefädelten Eichen oder Bucheln gebildeten Ketten eine entsprechend beplante Blumenampel. Ihr Gefäß besteht gleichfalls aus mit Moos und Bartflechten (letztere je länger, desto besser) verzierten Rindenstücken, welche an einem oberen und unteren Drahttrage befestigt werden und einen entsprechenden Boden erhalten. In diese Ampel kommt ein Blumentöpfchen mit irgend einer hübschen Schlingpflanze. — Wer schließlich in der Lage ist, Kalktuff (Aquarienstein) zu bekommen, und die Mühe nicht scheut, kann aus diesem unter Zuhilfenahme des bindenden Zementes sich gleichfalls eine prächtige Gruppe mit kleinen Verzierungen für die Blumentöpfe aufbauen. Der Fuß dieser Gruppe befindet sich einfach auf dem Fußboden einer freien Zimmerede und läßt sich das Ganze vollkommen nach Belieben emportürmen. — Im allgemeinen spielen natürlich bei all diesen Arbeiten Geschmack, peluniäre Opfer und die verfügbare Zeit eine große Rolle. Dankenswert ist ihre Ausführung auf jeden Fall, und würde dieselbe recht oft vorgenommen, so wäre dies der schönste Lohn meiner vorstehenden Zeilen.

Obstbaumdüngung im Hausgarten.

Die Düngung der Obstbäume beschränkt sich bei manchen Gartenfreunden auf die Verabreichung von Jauche oder Latrine; gewiß haben diese Düngemittel ihren Wert, wenn sie zur richtigen Zeit und in richtiger Weise gegeben werden. Gewöhnlich haben nun aber die meisten Bäume unserer Gemüsegärten bereits durch den Gartendünger zu viel Stickstoff erhalten, weshalb sie üppig ins Holz treiben und zumeist nicht tragen. Eine besondere Jauchedüngung solcher Bäume kann naturgemäß nur das Übel vergrößern. Bei derartigen Bäumen ist die Zufuhr von Kalk, Phosphorsäure und Kali bei Abschluß jeglicher Stickstoffdüngung — wenigstens für einige Jahre — eine Notwendigkeit. Den Kalk verabreichen wir entweder in Gestalt von kohlensaurem Kalk, Kalkasche oder Kalk; wir wissen, daß speziell die Steinobstfrüchte Kalk lieben. Die Phosphorsäure geben wir in Form von Thomasmehl und das Kali als

Rainit. Die genannten Düngemittel können unbeschadet ihrer Wirkung miteinander vermischt und im Spätherbst sowie im ersten Drittel des Winters ausgestreut werden; die Winterfeuchtigkeit besorgt schon ein Lösen der betreffenden Nährstoffe, ohne daß ein Auswaschen zu befürchten wäre. Selbstverständlich bringt man den Kalk nur in trockenem, feinstmehligem Zustande mit Thomasmehl und Rainit unter; breiigen Kalk unterzubringen, würde wenig Wirkung versprechen. Man dünge gleichmäßig die ganze Baumscheibe und namentlich bei Apfelbäumen noch etwas darüber hinaus, weil sich deren Wurzeln noch weiter als die Gegend unter der Kronentraufe (d. i. senkrecht unter den äußersten Zweigspitzen) ausbreiten. Als mittlere Gabe würde für 10—15 jährige Bäume etwa 1 kg Thomasmehl und 2 kg Rainit in Frage kommen. Versuche bei der Wintergoldparmane ergaben Mehrbeträge bis zu 30 Prozent, gegen deren Geldwert die Düngungskosten kaum der Rede wert sind. Gibt man statt des Rainits das 40 proz. Kalidüngesalz, so benötigt man bekanntlich nur ein Drittel der Rainitmenge. Sämtliche Düngemittel sind leicht unterzubringen.

Die Agave im Winter.

Der Gärtner, der Glashäuser besitzt, überwintert seine Agaven im Kalthause, der Gartenfreund, wenn er nicht im Besitze solcher ist, weise ihr im Winter ein nur wenig warmes, oder ein kühles, doch frostsicheres Zimmer an, ein solches, das selbst bei großer Kälte noch einige Grad Wärme hält. Ein Gießen ist während des Winters fast gänzlich zu vermeiden, denn bei einem stärkeren Feuchtsein der Erde erkranken die Wurzeln und schließlich erkrankt auch die Pflanze, sie sieht zwar anfangs äußerlich noch ganz gesund aus, doch schließlich und meist, wenn es zu ihrer Heilung schon zu spät ist, zeigt auch das Äußere der Pflanze, daß sie dem Tode verfallen ist. Die Gattung der Agave ist sehr artenreich; alle Arten sind sehr dekorativ und werden zum Dekorieren der Topfweiser, Ständer, der Felspartien und dergleichen mehr benutzt.

Gute Zimmerpflanzen.

Philodendron pertusum ist ein dankbarer Geselle, der auch mit wenig Licht zufrieden ist. Tüchtig Ruhung zwischen die Erde gemischt, tut wahre Wunder an ihm. — *Spidistra elatior*. „Diese Pflanze tot zu kultivieren, ist ein Kunststück“, sagte mir einmal ein alter Zimmergärtner. Er hat recht. Die Pflanze gedeiht auch noch in dunklen Ecken. — *Hedera ebberica*, bei uns ist die Pflanze leider selten. Ich sah sie in Russland sehr viel in Zimmern. Sie ist dort fast die verbreitetste Zimmerpflanze und wirkt durch ihre sehr großen Blätter imposant. — Palmen. *Rehavia flabelliformis*, *Chamaedorea arebergiana*, *Chamaerops humilis*, *Brachyocarpus excolia*, *Archontophoenice*, *Cunninghami*. Wer damit Versuche gemacht hat und sieht, wie leicht Palmen im Zimmer gedeihen, wird bald mehr anschaffen. In der Tat, es gibt nichts Eleganteres als Palmen, und die Zahl der Arten, welche ohne jedes Hilfsmittel im Zimmer kultiviert werden können, beträgt weit über hundert. Will man rechte Freude an seinen Palmen haben, so stelle man die Töpfe in Moos, Sorge für einen guten Wasserabfluß im Topfe und gieße während des Wachstums sehr reichlich. Manche Palmen werden von Läusen gern heimgesucht. Das beste und einfachste Mittel ist Bespritzen mit einem Zeräuber mit Wasser, dem man auf einen Eimer Wasser ein Schnapsglas voll Petroleum zugefügt hat.

Neue Weichholzer

№ 51

Beilage zur Westerwälder Zeitung.

1915.

Am stillen Herd zur Winterszeit...

Eine Kriegs-Weihnachtserzählung von Anna Gade, Bardowick.

Die Dämmerung sank. Ein rauher Nordostwind trieb die ersten großen Schneeflocken vor sich her und sang Rolf Reinert von Lohndorf, der während der Fahrt durch den Klühower Wald, in seinen Offizierspelz gehüllt, den immer noch etwas steifen Arm in der Binde, im offenen Jagdwagen lehnte und sinnenden Auges das Wiedersehen der Heimat und den schwermütigen Zauber der sinkenden Weihnacht wie ein stimmungsvolles Weihnachtsgeschenk genoss, ein stürmisches Begrüßungslied. Ein Lied, wie es hineinpakte in diese unruhvollen Zeiten und in den dunklen Ernst des großen Krieges.

Weltabgeschieden lag die einsame Landstraße. Nur ein paar hungrige Krähen suchten sich am Grabenrand noch ein kärgliches Nachtmahl, denn zwischen den braunen Kiefernstämmen verglomm bereits im Westen als gelblich violetter Schein das fahle Tageslicht.

Da schwirrten verwehte Glockenklänge durch den Wald. In Klühow läuteten sie wohl zur Christvesper, wie ein Willkommensgruß schwebten die leisen Stimmen auf ihn zu. Raunten und flüsterten. Und ließen Vergangenes erstehen...

Rolf Reinert wurden die Augen feucht. Wie friedvoll die Heimat lag! Ihm war, als wüßte er nun erst, da er für sie gelämpft und für sie geblutet, wie lieb man sie hatte.

Ein tiefer Ernst lag auf dem Gesicht des jungen Offiziers. Man mußte erst kämpfen und mußte erst leiden, um zur Erkenntnis zu gelangen. So wollte es das Leben. Und manchmal kamen sie auch zu spät, die Offenbarungen und das Erkennen. Man ging in die Irre und fand den Weg nicht mehr...

Und die Glockenstimmen kamen aufs neue, umschwebten ihn und gaben ihm das Geleit, als wollten sie dem Heim-

gelehrten den richtigen Weg weisen. Da richtete sich Rolf Reinert auf und gab dem kühnen Weisung, in den Klühower Feldweg einzubiegen und zunächst dort am Herrenhaus vorzufahren. Er hatte eigentlich erst morgen vorsprechen wollen, aber vielleicht wars ebenfogut, er erledigte gleich heute seinen kurzen Besuch. Nach Haus kam er immer noch früh genug. Da gab es ja doch nur Geschäftliches mit dem Verwalter, ein Händeschütteln mit den Leuten und dann sobald wie irgend möglich wieder mit hinaus an die Front. Sehnennde Frauenarme erwarteten ihn nicht, jauchzende Kinderstimmen schallten ihm nicht entgegen. Seine kurze Ehe mit Gabriele Bredinghofen war nach einem flüchtigen Rausch sonnen- und kinderlos geblieben. Nun schlief die schöne, lebensgierige Frau, nachdem sie ganz plötzlich an den Folgen einer Blutvergiftung gestorben war, schon über drei Jahre



Einsame Weihnachten.

in dem Ronsdorfer Familienerbbegräbnis. — In der Ferne tauchte jetzt der Rlihower Kirchturm auf und dahinter die dunklen Umrisse des alten Eichenhaines, in dem das Gutshaus lag. Wenn Inge Maria geahnt, daß zum Heiligen Abend noch ein Gast auf dem Wege zu ihr war! Ein Gast, der früher so häufig und später so selten über die Schwelle ihres Hauses gekommen war, trotzdem seine verstorbene Frau die Schwester Inge Marias gewesen.

Inge Maria! Er sah sie so deutlich vor sich, die mädchenhafte Frau mit dem welligen Blondhaar und dem ausdrucksvollen Gesicht. Und das Herz schlug ihm dumpf und schwer, trotzdem es so erklärlich und selbstverständlich war, daß er, als ihr Schwager, bei ihr vorsprach, um sie nach monatelanger Abwesenheit gelegentlich seines kurzen Verwundungs-Urlaubs als erste mit zu begrüßen und ihr vor allem noch einmal mündlich zu wiederholen, was er ihr über den Heldentod ihres Gatten schon damals in einem kurzen Feldpostbriefe erzählt hatte. Und — um nun auch das zu ergänzen, was er bislang verschwiegen hatte . . .

Es war an sich so einfach und doch . . . Wie würde sie es auffassen? Und würde sie ihm nicht zürnen? Stand doch ein Etwas zwischen ihnen. Ein Unüberbrückbares. Zwischen ihnen, die einst so gute Freunde gewesen. Oder mehr. Wozu die Wahrheit umgehen? Zwar war es nicht zu einer Aussprache gekommen, er war sich wohl selber noch nicht ganz klar über sein Empfinden für Inge Maria gewesen. Sie aber hatte, die damals kaum Achte-zehnjährige, in einem seligen Hoffen ihm ihr Herz wie ein köstliches Geschenk entgegengetragen. Denn er war oft, sehr oft in Rlihow zu Gast gewesen. Wigbert Thormälens, der Better Gabrielsens und Inge Marias, hatte das Gut der verwaisten Schwestern, von denen die ältere, Gabriele, in erster Ehe mit einem schwerreichen Großgrundbesitzer, der dem Alter nach ihr Vater hätte sein können, verheiratet war, während Inge Maria in Gesellschaft einer ältern Verwandten zu Hause lebte, damals noch in Pachtvertrag verwaltet und war aufs herzlichste mit ihm befreundet gewesen. So war vor der Welt sein reger Verkehr im Rlihower Hause erklärlich.

Da war nach dem plötzlichen Tode ihres Gatten Gabriele heimgekehrt, und alles war anders gekommen. Inge Maria hatte die erste herbe Enttäuschung erlebt. Weh hatte es ihm getan, ihren heimlichen Schmerz zu sehen. Aber sie war wie ein Rausch über ihn gekommen, diese Leidenschaft für die schöne, temperamentvolle Frau, die ihn in einen schweren Kampf gestürzt hatte mit sich und seinem Stolz. Denn Gabriele war ja reich, schwer reich, und nichts hatte ihm, da er selber ohne nennenswerthes Vermögen war und sich schwer plagen mußte, um die väterliche Scholle zu halten, so verächtlich und unerträglich gedünkt, als wie für einen schnöden Mitgiftjäger gehalten zu werden. Vielleicht hätte er daher nie, obgleich er gefühlt, daß er der blendenden Frau nicht gleichgültig gewesen, das entscheidende Wort gesprochen, wenn Inge Maria nicht selber ihn dazu getrieben. Und in dem Kampf um ihr bedrohtes Glück hatte sie, die Zarte, Feine, zu einem Kleinlichen und unschönen Mittel gegriffen. Tief schmerzlich hatte es ihn berührt, wie sie ihn enttäuscht, und daß sie die Bornehmtheit ihres Wesens so gegen die eigene, wie er geglaubt hatte, zärtlich geliebte Schwester verleugnen konnte.

Er sah es noch so deutlich vor sich, wie sie eines Abends plötzlich aus dem Rlihower Wald hervortrat, scheinbar wie von ungefähr, obgleich sie wußte, daß er um diese Stunde fast täglich den Weg zu geben pflegte. Sie hatte sich ihm angeschlossen und mit merkwürdiger Absicht das Gespräch auf ihre Schwester gelenkt. Ja, Gabriele war schön und wurde so viel umworben! Und sie wars auch wohl wert, um ihrer selbst willen geliebt zu werden, denn — was die Bewerber wohl nicht ahnten, es war da eine Klausel! Eine Klausel in dem Testament ihres Mannes, der als eifersüchtiger Sonderling gegolten, — wenn Gabriele wiederheiratete, so ging sie des weitaus größten Teiles ihres ererbten Vermögens verlustig! Was ihr blieb, war unbedeutend . . .

Ihm war es an jenem Abend gewesen, wie ein Schlag in das Gesicht. Denn es unterlag ja keinem Zweifel, was gerade Inge Maria mit dieser Enthüllung bezwecken wollte! Dachte sie so niedrig von ihm? Hoffte sie, auf diese unschöne Weise ihr eigenes Glück wieder aufzubauen? Dann hatte sie sich verrechnet! Er hatte sich geschämt für sie an jenem Sommerabend und hatte es ihr gezeigt, daß er sie durchschaut, und wie er darüber dachte. In seiner Empörung wohl deutlicher, als er beabsichtigte.

Und sie hatte aber auch wohl selber das Unschöne dieses „letzten Versuches“ eingesehen. Tief blaß war sie geworden, und ihre Augen hatten in einer dunklen Qual an ihm vorübergesehen, so daß er seine Deutlichkeit doch fast bereut. Am Tage darauf hatte er sich dann mit Gabriele verlobt. Es hatte seinem Stolze ja nun kein Hindernis mehr im Wege gestanden, und er selber hatte es ihr gesagt, daß er über ihre Vermögensverhältnisse unterrichtet sei.

Es war wohl eine harte Lehre für Inge Maria gewesen, diese Wirkung ihrer Enthüllung. So hatte er gemeint . . . Und er war trotz seines leidenschaftlichen Rausches, in den ihn der Besitz der schönen Frau versetzt, mit einer peinvollen Scheu vor Inge Maria hingetreten, um ihre Glückwünsche entgegenzunehmen. Er hatte davor gebangt, zu sehen, wie sie in hilfloser Scham dastehen würde, und hatte eine stolze Ruhe und ein Lächeln auf ihrem blassen Gesichte gesehen. Ein Lächeln, das er nie vergessen, und das er sich nicht zu deuten gewußt. Sie war ihm fremd erschienen, als sei sie über Nacht eine andere geworden. Reifer. Größer.

An jenem Tage war sie, in deren Jungmädchenseele er stets so klar zu lesen geglaubt, zu einem Rätsel für ihn geworden. Zu einem tiefen, dunklen, an dem er oft und immer vergeblich zu deuteln versucht, mit dem er sich mehr beschäftigt, als er gewollt und als vielleicht gut gewesen. Auch dann noch, als sie ein Jahr darauf schon Wigbert Thormälens Frau geworden.

Inge Maria! Ein schwaches Lächeln glitt über das ernste Gesicht des jungen Offiziers — wenn sie geahnt, daß sie seit Monaten im wildesten Kampfesgetümmel, beim Plagen der Granaten und in der höchsten Todesgefahr ihm stets zur Seite gewesen! So nah seinem Herzen! . . . Ihr liebes, vornehmes Gesicht hatte sich ihm eingepreßt mit einer Eindringlichkeit, daß sie ihm selbst im Traum erschienen war.

Wenn Inge Maria das geahnt, daß sie ihm zum Talisman geworden!

„Am stillen Herd zur Winterszeit . . .“ Verträumt sah Volk Reinert vor sich hin. Ein trantes, liebreizendes Bild, für das wohl wenige Frauengestalten so paßten, wie eben sie! Ein Bild, das gerade in den Rauheiten des Krieges von einem erhöhten, von einem unennbaren Zauber umflutet schien. Beneidenswert all die, die es daheim in Wirklichkeit besaßen und nach der Heimkehr von neuem in ihre Arme schließen konnten. Und hart der Tod für den, der es besessen und davon scheiden mußte!

Ein feuchter Glanz trat ihm in die Augen. Armer Wigbert! Armer Freund! . . .

Zu Ende August war es gewesen, am Vorabend eines der blutigsten Tage. Sie standen bei ein und demselben Regiment und hatten gewünscht, daß es morgen galt, daß es um Leben und Tod ging. Und gerade ihre Eskadron hatte einen besonders ehrenvollen und besonders gefährvollen Auftrag erhalten. In einer elenden Bauernkate hatten sie noch zwei knappe Stunden färglicher Ruhe genossen. An jenem Abend war von Wigbert Thormälens etwas Seltsames ausgegangen. Ob es Ahnungen gab? Ein schwerer, wehmütiger Ernst hatte über ihn gelastet und all seinen sonnigen Humor verdrängt. Und plötzlich hatte er in seiner Brusttasche gelangt und ihm einen verschlossenen Brief gegeben. Wie ein Vermächtnis. Den Inhalt möge er lesen, falls er, Thormälens, nicht lebend davontommen sollte. Undernfalls möge er ihm das Schreiben nach Beendigung des Krieges uneröffnet wieder zurückgeben . . .

(Schluß folgt.)

Des Weihnachtsbaumes Reise zur Großstadt.

Tannen und Fichten machen zur Weihnachtszeit ihren Gegenbesuch beim Großstädter und tragen ihm den Duft und die Poesie des Waldes ins Haus, von denen er im Sommer so entzückt war. Er freilich hatte es besser. Mit dem Wandersteden in der Hand suchte er den Wald auf oder ließ sich von irgendeinem Gefährten in bequemer Weise hintragen. Die armen Waldbäume aber können sich nicht einmal eine Fahrkarte vierter Güte leisten, sondern müssen mit einem Güterwagen vorlieb nehmen, in dem sie in drangvoll-fürchterlicher Enge, mit Stricken umschürt und zu Hunderten übereinandergeschichtet, tagelang reisen. Von den Bergeshöhen werden sie schon vorher auf den anspruchslosesten Gefährten herab ins Tal zur Eisenbahnhaltestelle übergeführt oder gar auf schneeiger Bahn herabgeschleift. Hören und Sehen vergeht dabei den armen Waldkindern. Lokomotiventruß und Staub legt sich auf ihr frisch-grünes Kleid, und sie stehen große Angst aus, ob man sie nun noch

ihnen auszufragen hat. Und dann ist ein Geschrei über den hohen Preis! Im Sommer haben die Bäume oft genau hören können, daß sie mit ihrem herrlichen Nadelkleide und köstlichem Duft ganz unbezahlbar seien, und jetzt krausern dieselben Leute und möchten sie halb geschenkt haben. —

Und wenn die Besitzer und ihre Angehörigen während des Anruhens allerhand Mängel an seinem Wuchs entdecken, dann denkt der Baum bei sich: wenn ihr nur wüßtet, wie viel ich an dem geschmacklosen Zeug auszufragen finde, mit dem ihr meine Zweige behängt! Einfach greulich ist's mitunter. So schreiend bunt und so unpassend. Papierrosen heften sie an seine Zweige und Tiere mit vier Beinen und Rüsseln und Hörnern und Fahnen und Luftballons, Zeppeline und Glastugeln, wie sie in den Bauerngärten zu sehen sind. Erboßt über diese Geschmacklosigkeiten schießt der Baum die putzenden Menschen in die Fingern, und hatten sie versäumt, ihm das Brausebad zu geben, so malt er ihre Hände mit recht echter, festsitzender schwarzer Farbe an, und wenn sie dann darüber schelten, dann geht ein leises Schütteln durch seine Zweige — dann lacht er nämlich Schadenfroh. —



Der königl. Hegemeister Klein in Russisch-Polen auf der Suche nach Trinkwasser.

als gesellschaftsfähig ansehen wird. Auf den Güterbahnhöfen werden sie von den Kleinhändlern in Empfang genommen und ohne viel Federlesens auf die Plätze, die Höfe und sonstigen Verkaufsstände in der Großstadt geschleppt. Dann erst beginnt man, sie herzurichten. Die Stride werden gelöst. Sei, wie froh die Bäume nun ihre grünen, nadelbesetzten Glieder dehnen und wohligh und befreit aufatmen. Aber ein bißchen taumelig ist ihnen doch zumute, das Straßenpflaster, der Asphaltboden erscheinen ihnen fremd und unbehaglich. Hier können sie nicht festen Fuß fassen wie im trauten, lodernen Waldboden. Sie schwanzen hin und her, fallen hin und werden dann mit festem Griff an irgendeine Hausmauer oder einen Statetenzaun angelehnt, bis der Händler mit seinen Gehilfen erscheint und mit allerhand grauisem Handwerkszeug fieberhaft zu arbeiten beginnt, um den Waldkindern Großstadtschuhe anzumessen. Bald hat jeder Baum sein Holzkreuz, die Kleineren ein viereckiges Holzbrettchen, das den Namen Hutsche fährt. Nun stehen die Bäume stattlich und gerade wie Soldaten, und bald erscheinen auch mehr oder minder vornehm gekleidete Großstädter und feine Damen mit Schleierhüten und Pelzmänteln und nehmen die Parade ab. Das ist ein Wählen und Wäkeln, und die armen Waldbäume werden ganz traurig, daß man so viel an

Aber wo man ihn nur als weißen Baum schmückt, so, als ob er schneebelastet und bestäubt wäre, da freut er sich und läßt sich willig von den Lichthaltern in die Zweige kneifen oder stechen. Auch die gläsernen Eiszapfen duldet er, nur mit den Lamettafäden und dem Eistau kann er sich nicht befreunden, die bringt er gern durcheinander und freut sich über die Unordnung. Tannenzapfen begrüßt er mit Freuden und erzählt ihnen gleich seine Erlebnisse und Enttäuschungen, hört ähnliche Klagen von ihnen und bedauert sie wegen ihres oft geschmacklosen Kleides, das ihnen die Menschen angetan. Wie vornehm und edel doch dagegen der liebe Herrgott seine Waldbäume zu schmücken weiß! All der bunte, glitzernde Tand der Großstädter reicht nicht an ein schneeüberhäubtes, mit Raubreif geziertes Bäumchen im Walde heran. Und bei diesem Vergleich wird der arme Waldbaum von einem tödlichen Heimweh befallen und schüttelt sich vor Qual und Schmerz. Und dann zanken wieder die bösen Menschen, daß er schon die Nadeln abwirft, und man kommt mit Besen und Reibrichtschaufel gelaufen, sie aufzufahren. Man droht wohl auch, ihn baldigst seines Schmuckes zu berauben und ins Feuer zu werfen. — Nein, nein, so hatte sich der Waldbaum seinen Gegenbesuch bei den Großstädtern doch nicht gedacht, so nicht!

M. An.

Die Zusammenziehung und Ausdehnung von Gebäuden. Da alle Körper sich unter der Wirkung steigender Wärme ausdehnen und bei Abkühlung wieder zusammenziehen, so können auch die Gebäude von diesem Gesetz keine Ausnahme machen, und bei ausgiebiger Verwendung von Metall wird darauf auch in der Praxis Rücksicht genommen werden müssen. Von besonderem Interesse ist der Einfluß dieses natürlichen Vorgangs bei dem immer mehr in Aufnahme kommenden verstärkten Zement. Professor Howard vom Institut für Technologie in Boston hat an einem fünfstöckigen, aus diesem Material errichteten Gebäude genaue Messungen angestellt, um die Beiträge der Temperaturwirkung zu ermitteln. Das Gebäude hatte eine Länge von fast 120 Metern und eine Tiefe von 18 Metern und war außen mit Schmutziegeln, an den Ecken und oberhalb des ersten Stockwerks auch über den Fenstern verziert. Die erste Messung wurde an einem sonnigen Novembermorgen des vorigen Jahres ausgeführt, als die Temperatur am Boden vor dem Gebäude etwa 21 Grad, am Dach ungefähr 14 Grad im Schatten betrug. Die Punkte für die Messung wurden in die Ecken des Gebäudes verlegt, aber noch durch Zwischenstationen verbunden. Die Messungen geschahen immer dreimal und wurden dann im Durchschnitt angenommen. Es



Serbische Gefangene. (Zivilbevölkerung.)

fand sich, daß bei einer mittleren Temperatur von 21 Grad die Länge des Gebäudes am Boden um etwa 382,559 Fuß betrug, während die Länge auf dem Dache zu 379,437 Fuß

bestimmt wurde. Gleiche Arbeiten wurden zum zweiten Male mit derselben Genauigkeit am 12. Februar unternommen, nachdem mehrere Tage strenge Kälte geherrscht hatte. Es zeigte sich, daß bei einer Temperaturabnahme von rund 21 Grad Celsius die Länge des Gebäudes am Boden um nur 7 Tausendstel Fuß, am Dach um 6 Hundertstel Fuß geringer war. Um diese Beiträge hatte sich also das Haus unter der Wirkung der Kälte zusammengezogen. Außer dem hatte das Gebäude noch andere Bewegungen ausgeführt, aber gleichfalls nur in geringem Maßstabe. Der höchste Punkt am Westende lag an dem Februartage 0,02 Fuß östlicher als am Novembertage, der höchste Punkt am entgegengesetzten Ende etwa um denselben Betrag mehr westlich. Daraus ergibt sich, daß die Bewegungen eines Bauwerks selbst bei starken Temperaturschwankungen zwar sehr gering, aber ziemlich unregelmäßig sind. Im allgemeinen wird freilich die bisher angenommene Meinung bestätigt, daß ein Gebäude sich bei kaltem Wetter in den höheren Teilen stärker zusammenzieht als am Boden und sich entsprechend bei warmem Wetter auch oben mehr ausdehnt, als unten. T.

Heitere Ecke.

Zeitgemäß. Im Gespräch über Weihnachten und über das Schenken sagt die Lehrerin den kleinen Schülern: „Ihr müßt aber nicht meinen, daß es die Hauptsache ist, daß ihr Euch etwas wünscht! Was ist wohl die Hauptsache?“ Da antwortet eine Kleine: „Die Hauptsache ist, daß wir's auch kriegen!“

Unsere Rätselecke

Bilderrätsel.



Auszählrätsel.

Die nachstehenden Buchstaben sind mit einer bestimmten Zahl auszuführen, so daß sie ein folgenschweres Ereignis im gegenwärtigen Kriege bezeichnen. Beim ausgezählten Buchstaben wird immer wieder begonnen, und es darf kein Buchstabe übersprungen werden.

G TIENBSUGR
SIENHNVER

Ergänzungsrätsel.

B W se,
. . . . se, A r rn,
. . . . ke, o, lau,
H rn, leh, rt,
. le.

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Pflanze, italienische Provinzhauptstadt, Haustier, Teil des Kopfes, Haarwuchs, seelische Äußerung, Faden, Maß, alter Stand, Nahrungsmittel, große schlesische Stadt, Erfrischungsort, nahrhafte Flüssigkeit, Märchengestalt. Die eingefügten Buchstaben müssen in stimmunggemäßem Zusammenhange eine Episode aus dem Deutsch-Französischen Kampfe bezeichnen.

Im Schützengraben.

Sie zielten gut da drüben,
Er fiel — gestreift — herab
Und fand im aufgeweideten
Verstellten Wort sein Grab.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten. Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus voriger Nummer:

Schachaufgabe:

- 1. Te2—e1, d5 nimmt c4. 2. Sb2 nimmt c4, beliebig. 3. Ke1,—d2 matt.
- 1 , d5—d4. 2. Sb2—d3 usw.
- 1 , Ld7—f5. 2. Sb2—a4 usw.

Gleichklang: Fuchs

Rahmenrätsel:

R o l a n d
D e z e m b e r
i v l e
o o a i
n l w s
y v a i
S e n s b u r g
R a k e t e

Logogriph: Serben, erben — Erben.